

Eckermanns „Gespräche mit Goethe“ und die neueste Forschung

Schon bald nachdem Eckermann sich in Weimar häuslich eingerichtet hatte (Oktober 1823), fing er an über seine Unterhaltungen mit dem alten Herrn Geheimrat fleißig Buch zu führen. Diese ersten Aufzeichnungen waren in Form von tagebuchartigen Berichten abgefaßt, die er anfänglich an seine Braut Johanna Bertram (Hanchen) sandte. Später hat Eckermann diese ausführlichen Notizen für sein großes Werk verwendet, aber geraume Zeit dachte der Verfasser selbst noch nicht an eine Veröffentlichung.

Im Frühjahr 1824 legte der Schüler zum ersten Mal die schriftliche Wiedergabe eines ihrer Gespräche dem Meister vor und wurde von diesem in seinem Plan, regelmäßig die wichtigsten Unterhaltungen zwischen ihnen beiden zu Protokoll zu bringen, nachdrücklich bestärkt. Um diese Zeit waren Lord Byrons Gespräche „zu Pisa aus den Jahren 1821 und 1822“, von Thomas Medwin herausgegeben, im Buchhandel erschienen und erregten auch in Deutschland Aufsehen. In Weimar ward die Schrift viel beachtet, gelesen und besprochen. Es darf als ziemlich sicher angenommen werden, daß sie auf die weitere Ausarbeitung und spätere Veröffentlichung der „Gespräche mit Goethe“ nicht ohne Einfluß geblieben ist. Schon 1825 faßte Eckermann eine gelegentliche Drucklegung bestimmt ins Auge. Auch Goethe notiert in seinem Tagebuch zum 4. April des gleichen Jahres: „Eckermann blieb. Die von ihm mitzuteilenden Unterhaltungen vorbereitet.“ Und zum 24. Mai: „Eckermanns Unterhaltungen durchgelesen und geprüft.“ In den folgenden Jahren ist noch öfter von dem Unternehmen die Rede, doch hemmten andere Arbeiten sowie Zerstreuungen, Nahrungsorgen und körperliches und seelisches Mißbehagen den Fortschritt des Werkes. Später wollte Goethe zum großen Leidwesen Eckermanns nichts mehr von einer Veröffentlichung zu seinen Lebzeiten wissen, da er mit der Wahrscheinlichkeit rechnen mußte, daß sein persönliches Ansehen durch die Publikation einer ihn so nahe berührenden Schrift Schaden leiden werde.

Auch nach dem Tode des Meisters vergingen noch ungefähr zwei Jahre, bis Eckermann endlich die Hände frei hatte, um diese wichtigste Arbeit seines Lebens wieder ernstlich in Angriff zu nehmen. Jetzt machte das Werk gute Fortschritte. Ostern 1836 erschienen die zwei ersten Bände (bei Brockhaus), denen der dritte und letzte allerdings erst 1848 (bei Heinrichshofen in Magdeburg) folgte. Der von Eckermann schon bald darauf Freunden gegenüber in nahe Aussicht gestellte vierte Band blieb dagegen unbedeutendes Bruchstück und ist auch nach dem Ableben des unentwegten Goetheverehrsers nicht mehr erschienen.

Zeitlich setzen die „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens“, wie der volle Titel heißt, ungefähr da ein, wo Goethes „Annalen“ (auch „Tag- und Jahreshefte“ betitelt) abgebrochen hatten. Diese letzteren waren bis zum Jahre 1822 fortgesetzt worden. Die „Gespräche“ beginnen mit der ersten Unterhaltung zwischen Meister und Schüler am 10. Juni 1823. Doch ist der Charakter der beiden Schriften verschieden: die „Annalen“ enthalten in der Hauptsache biographische Angaben, die „Gespräche“ dagegen

zumeist Urteile und Anschauungen Goethes über wissenschaftliche, künstlerische, literarische, gelegentlich auch über religiöse und politische Fragen und Erscheinungen.

Die zwei ersten Teile von Eckermanns Werk umfassen in chronologischer Anordnung die wichtigsten Gespräche zwischen den beiden bis zu Goethes Tod. Der dritte Band bringt in der Hauptsache nur noch Ergänzungen. Die inhaltlich wertvollsten, auch formell vollendetsten Unterhaltungen finden sich im ersten Teil, der zeitlich bis Ende 1827 reicht. Schon der zweite fällt gegenüber dem ersten merklich ab: an Stelle der Fülle und des Reichtums von Gedanken, Ausblicken und Bildern treten bisweilen schwächere, mattere und weit-schweifigere Betrachtungen. Der dritte Teil fügt sich kaum noch in den Rahmen des Ganzen. Da Eckermanns Vorarbeiten nicht ausreichten, um einen ganzen Band zu füllen, hatte der Legationsrat Friedrich Coret, der ebenfalls zum intimen Freundeskreis des greisen Dichters gehörte, einen Teil seiner eigenen Aufzeichnungen, insgesamt 70 Gespräche, dem Goethejünger zur Verfügung gestellt. Diese bei aller Bewunderung für das Genie des Dichters doch kritisch gehaltenen, frei von unwürdigem Personenkult niedergeschriebenen Skizzen des Schweizer Freundes behandelte Eckermann zwar im allgemeinen nur als Material, dem gegenüber er sich zu Abänderungen, Abschwächungen, Retouchierungen für durchaus berechtigt hielt. Zuweilen jedoch konnte er der Versuchung nicht widerstehen, einzelne Sätze oder längere Stellen davon in seine Darstellung hinüberzunehmen, wobei er es auch wohl unterließ, sie stilistisch selbst zu formen. So ist der dritte Teil sehr ungleich ausgefallen und hält sich nicht frei von einer gewissen Zwiespältigkeit und gelegentlichen Widersprüchen. Er steht schon deswegen und dann infolge vieler grammatikalischer Mängel, besonders aber wegen der vielen inhaltlichen Schwächen nicht auf der Höhe der übrigen Teile und ist eher ein Anhängsel als ein Glied des Ganzen.

Die „Gespräche mit Goethe“ sind Eckermanns weitaus bedeutendstes und erfolgreichstes Werk, dem gegenüber seine andern, übrigens weder zahl- noch umfangreichen literarhistorischen Schriften — von seinen poetischen Erzeugnissen ganz zu schweigen —, gar nicht in Betracht kommen. Die eigentliche Bedeutung des Buches liegt indes weniger in den sachlichen Angaben über bestimmte kritische Äußerungen des Dichters, als in der ungewöhnlichen Einfühlungsfähigkeit des Goethejüngers Eckermann in die ganze Denkweise und geistige Haltung des Meisters. Nur jemand, der sich das Studium Goethes und seiner Werke zur eigenen Lebensaufgabe gemacht und sich ganz in den Geist und die Lebensauffassung des alten Herrn versenkt hatte, konnte ein solches Werk schreiben. Das wurde schon gleich nach Erscheinen der zwei ersten Teile von der zeitgenössischen Kritik durchweg anerkannt und rühmend hervorgehoben, nicht etwa bloß von dem unvermeidlichen „Statthalter Goethes auf Erden“, wie Heine spottend Varnhagen v. Ense nannte, sondern auch von einigen ernster zu nehmenden Autoritäten, wie Bernhard Rudolph Abeken, dem Philosophen Christian Hermann Weisse, dem Bildhauer Christian Rauch und andern bekannten Literaten, Gelehrten und Künstlern. Der buchhändlerische Erfolg der „Gespräche“ entsprach allerdings bei weitem nicht der günstigen Aufnahme von Seite der tonangebenden Kritik; er war geraume

Zeit hindurch sehr bescheiden. Erst im Jahre 1868 konnte das vollständige Werk in einer Ausgabe erscheinen, die jetzt die Bezeichnung 3. Auflage führte. 33 Jahre hat es gebraucht bis die 3000 Exemplare der 1. und 2. Auflage verkauft waren. Von einer irgendwie sensationellen Wirkung auf breite Leserschichten zu Lebzeiten Eckermanns kann also gar nicht die Rede sein. Es gab Jahre, da nur 20 bis 30 Exemplare des Buches abgesetzt wurden. Eckermann selbst war geradezu entsetzt, als er von seinem Verleger hörte, daß sein Werk sich so langsam verkaufte.

Mit dem Urteil der Fachpresse über die rein literarischen Vorzüge der „Gespräche“ ging die Anerkennung der sachlichen Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit der Eckermannschen Aufzeichnungen zumeist Hand in Hand. Gerade unter diesem Gesichtspunkt haben sich die Zeitgenossen, darunter selbst nächste Bekannte und Freunde Goethes, wie der Kanzler v. Müller, Hofrat Coret, Ottilie v. Goethe, durchweg lobend ausgesprochen, wenn man auch nicht übersehen darf, daß manche dieser Äußerungen in erster Linie von Rücksichten persönlicher Höflichkeit und freundschaftlichen Wohlwollens gegenüber dem vielgeplagten Eckermann bedingt waren. Spätere einflußreiche Verehrer des Dichters stimmten in dieses nachsichtige Lob ohne viele Bedenken ein, ja sie gingen in ihrer Begeisterung für diesen wirksamen Panegyrikus auf ihren Heros auch wohl soweit, daß sie in den „Gesprächen“ eine fast in allen Punkten zutreffende Wiedergabe der Ansichten und Auffassungen des Meisters erblickten, nicht selten sogar eine zumeist wörtliche Übereinstimmung mit den tatsächlich gefallenen Äußerungen Goethes annahmen. So konnte Eckermanns Buch jahrzehntelang so etwas wie ein kanonisches Ansehen im Lager der unentwegtesten Goetheschwärmer genießen: die „Gespräche“ galten fast als ein Werk des greisen Dichters selbst, als unmittelbare Bekenntnisse des Altmeisters, als das reife Endergebnis der Geistesarbeit des abgöttisch verehrten Weltweisen von Weimar. Selbst Heines und Börnes bissige Bemerkungen über dieses literarische Erzeugnis des „Goethe-Papagei“ Eckermann geißelten lediglich die sklavische Abhängigkeit des Schülers vom Meister, schienen also indirekt die Ansicht von der unbedingten Glaubwürdigkeit der „Gespräche“ zu bestätigen.

Die kritischen Bedenken ernster Forscher gegen die der wissenschaftlichen Begründung entbehrende Auffassung der führenden Goetheverehrer ließen sich indes auf die Dauer nicht unterdrücken. Zunächst machten im Laufe der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts einige Gelehrte ihre Zweifel an der unbedingten Glaubwürdigkeit der „Gespräche“ mit Rücksicht auf einige ganz bestimmte Tatsachen geltend. Für die wissenschaftliche Faustforschung ergab sich z. B. auf Grund der nunmehr veröffentlichten Tagebücher und Briefe Goethes die nicht wegzuleugnende Unmöglichkeit, die Chronologie bei Eckermann mit der wirklichen Entstehungsgeschichte des zweiten Teiles der Dichtung in Übereinstimmung zu bringen. Das mochte man noch mit der Annahme von einigen unrichtigen Datierungen infolge von Flüchtigkeitsversetzen und mit der Lückenhaftigkeit der Eckermannschen Aufzeichnungen gerade in dieser Frage ziemlich befriedigend erklären. Manche andere offenbare Unrichtigkeiten, zumal eine nicht geringe Anzahl von Anachronismen, mochte man ebenfalls zum Kapitel „Entschuldbare Nachlässigkeiten“ rechnen. Aber nun kamen andere Forscher

und wiesen nach, daß bisweilen auch der Inhalt einzelner Gespräche bei Ekermann falsch, gelegentlich selbst tendenziös entstellt, wiedergegeben ist, so namentlich in Bezug auf zahlreiche Äußerungen Goethes über Schiller. Ekermanns ehemalige Schwärmerei für den schwäbischen Dichtersfürsten hat später einer kühlen Zurückhaltung, ja gelegentlich auch wohl einer harten Abneigung gegenüber Schiller Platz gemacht, was einmal zu einem höchst unangenehmen Zusammenstoß zwischen dem Goetheanwalt Ekermann und dem Sohne Goethes, dem glühenden Schillerverehrer August v. Goethe, führte. Diese Einstellung Ekermanns macht sich auch in seinem Buche geltend. Nachweislich falsch sind z. B. Goethes, bzw. Ekermanns Äußerungen im Gespräch vom 23. März 1829, wonach sich Goethe beim „Wilhelm Meister“ der Kritik Schillers kaum habe erwehren können. Ebenso jene vom 14. November 1823, daß Schiller keine Silbe von „Hermann und Dorothea“ erfahren habe, bevor das Werk abgeschlossen war. Ferner die Mitteilung vom 4. Februar 1829 über eine einaktige Prosatragödie nach dem Plane Goethes. Dann weiter die Behauptung vom 12. Mai 1825, daß Schiller den spanischen Dichter Calderon nicht kannte, wodurch er vor einem Irrwege bewahrt geblieben sei. Endlich jene Bemerkungen über ein von Carl August für Schiller bestimmtes Gehalt von jährlich 1000 Talern, über Schillers verzweifelte Lage, die ihn zwang, jährlich zwei Stücke zu schreiben, über seinen Alkoholgenuß zum Zwecke der Steigerung seiner Schaffenskraft u. a.

Die Veröffentlichung von „Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Coret“, die 1905 „nach dem französischen Texte als eine bedeutend vermehrte und verbesserte Ausgabe des dritten Teils der Ekermannschen Gespräche“ von Dr. E. A. H. Burkhardt (Weimar, Böhlau) herausgegeben wurden, zeigte an einem weiteren Beispiel, wie unzuverlässig Ekermann in Bezug auf Tatsachenangaben ist und wie tendenziös er in vielen Fällen mit dem zur Verfügung stehenden Material schaltete. Alles das, was den Weimarer Geheimrat im Urteil der Nachwelt in ungünstigem oder doch weniger freundlichem Lichte darstellen konnte (die Berichte über seine Launenhaftigkeit, seine Schläfrigkeit, Vergeßlichkeit, Grätigkeit, seine gelegentlichen unschönen, lieblosen Bemerkungen über Freunde und Gesinnungsgenossen, seine ab und zu langweilige Art des Sprechens usw.) wurde vom Verfasser der „Gespräche“ in Corets Manuskript fast restlos gestrichen oder in schönfärberischer Absicht geändert. Legationsrat Friedrich Coret, ein Genfer, der gegenüber Goethe, wie Houben (Gespräche S. 678) sich ausdrückt, „kaum einen Bruchteil der andachtsvollen Bewunderung und Hingebung, die bei Ekermann durchweg waltete“, besaß, zählte zwar auch zu den aufrichtigen Verehrern des alten Dichtersfürsten und hat sogar dessen „Metamorphose der Pflanzen“ ins Französische übersetzt, erlaubte sich aber, zumal in wissenschaftlichen Fragen, öfter eine eigene Meinung, beurteilte z. B. die Farbenlehre Goethes in den Hauptpunkten durchaus skeptisch, war „auch politisch als Genfer aus einem völlig andern Kirchspiel“ und hatte „in jeder Beziehung alle die Selbständigkeit dem Dichter gegenüber, die Ekermann nur selten in schüchternen Versuchen erstrebte“ (ebd. S. 677). Daß anderseits auch Corets „Unterhaltungen“ nicht von Irrtümern frei sind und die formelle Abrundung der „Gespräche“ keineswegs erreichen, ist gewiß richtig, ändert indes nichts an dem soeben Gesagten.

Diese und ähnliche Schiefheiten, Fehler und Ungenauigkeiten in den Aufzeichnungen Eckermanns waren wohl im engern Kreise von Fachleuten als solche bekannt und wurden selbst von Houben in seiner hier zitierten, 1909 erschienenen Ausgabe der „Gespräche“ offen zugegeben, vermochten aber dem guten Ruf dieses anerkannten Goetheevangeliums in den breiten Schichten seiner Leser keinen nennenswerten Eintrag zu tun. Für die unkritischen Verehrer des Dichters blieb alles, was Eckermann den alten Herrn sagen ließ, nach wie vor eine authentische Äußerung Goethes selbst und damit ein orakelgleicher Ausspruch, an dem weder gezweifelt noch gerüttelt werden durfte.

Da veröffentlichte Professor Julius Petersen als erster eine abschließend geplante, ins einzelne gehende Untersuchung, worin er die ganze vielschichtige Frage nach der Glaubwürdigkeit der „Gespräche“ allseitig zu beleuchten und endgültig zu lösen versuchte. Die Arbeit erschien zunächst in den „Abhandlungen der Preussischen Akademie der Wissenschaften“, Jahrg. 1924, Nr. 2, ein Jahr später als selbständiges Buch unter dem Titel: „Die Entstehung der Eckermannschen Gespräche und ihre Glaubwürdigkeit“ (Frankfurt a. M. 1925, Diesterweg). Für diese zweite Auflage konnte Petersen nicht nur die abgeschlossene große Weimarer Ausgabe von Goethes Werken und Houbens Neuausgabe der „Gespräche“ vom Jahre 1909, sondern auch des letzteren Eckermannbiographie (Leipzig 1925, Haessel) verwerten.

Petersens Werk gibt zunächst eine kurze Übersicht über die bisherige Beurteilung des Eckermannschen Buches unter besonderer Berücksichtigung der Glaubwürdigkeit, vergleicht die Angaben der „Gespräche“ mit Goethes Tagebüchern, schildert kurz, aber ähnlich wie Houben, „Eckermanns Weg zu Goethe“, zeichnet die Entwicklung des Plans und die Entstehung der „Gespräche“, dann die Ausarbeitung und die Spuren der Entstehungsweise, deren er sechs Stufen unterscheidet: Tagebuchaufzeichnungen in Rohform; wörtliche Aussprüche ohne Umgebung; Ausarbeitungen ursprünglicher Tagebuchaufzeichnungen; zusammengesetzte, zerlegte und verlegte Gespräche; Benützung fremder Materialien; endlich erfundene Gespräche, und kommt zum Schluß, daß in Eckermanns Buch die Treue und Unmittelbarkeit der Überlieferung eine sehr verschiedene ist, je nach dem Grad des zeitlichen Abstands zwischen dem Gespräch, seiner Niederschrift und der endgültigen Ausarbeitung.

Da nun dieser zeitliche Abstand bei den einzelnen Gesprächen ein außerordentlich ungleichartiger ist, einige sofort und ausführlich, andere zwar auch schon bald, aber nur in wenigen Stichworten, wieder andere erst viele Jahre nachher und unter Benützung fremder Materialien aufgezeichnet wurden, manche auch völlig frei erfunden sind, so ergeben sich unter dem Gesichtspunkt der strengen Glaubwürdigkeit sechs verschiedene Gruppen von Gesprächen und Einzelaussprüchen: zuverlässig in Bezug auf faktischen Verlauf und Thema, in Bezug auf Wortlaut, in Bezug auf Datum — andererseits unzuverlässig in Bezug auf Datum, in Bezug auf Wortlaut, den Eckermann gar nicht selbst vernahm, in Bezug auf faktischen Verlauf und Thema (Erfundene Gespräche!).

Im allgemeinen ist zu sagen, daß die Tagangaben bei Eckermann recht oft falsch oder doch unzuverlässig sind. Wiederholt wählte der Verfasser bewußt und absichtlich eine unrichtige Datierung aus ganz bestimmten praktischen

Gründen, zuweilen auch aus literarisch-künstlerischen Rücksichten. Noch weniger kann im großen und ganzen von einer unbedingten Zuverlässigkeit, was den Wortlaut anbelangt, die Rede sein, zumal nicht bei jenen Gesprächen, wo die drei Punkte: Gespräch, Niederschrift und endgültige Ausarbeitung durch Jahre getrennt auseinander liegen, wie das bei den meisten Aufzeichnungen des dritten Teils der Fall war. Was dagegen die Frage nach der ideell oder gedanklich treuen Wiedergabe der Äußerungen Goethes betrifft, so darf sie im allgemeinen — abgesehen von einer immerhin ganz erheblichen Zahl von Ausnahmen — doch wohl bejaht werden.

Zu den Ausnahmen gehören, neben den schon genannten Aussprüchen über Schiller, besonders noch einige über die Erhabenheit der christlichen Religion, über Vaterlandsliebe, über die zeitgenössische Romantik. Petersen behandelt sie sämtlich im Kapitel „Erfundene Gespräche“, was freilich nicht heißen soll, daß sie ohne alle tatsächliche Grundlage sind, aber „wo die Erinnerung durch eine persönliche Tendenz geleitet und dieser Tendenz geradezu die Führung zuteil wurde, können wir von erfundenen Gesprächen reden, auch wenn eine gewisse Unterlage als Ausgangspunkt gegeben war“ (S. 129). Wenn Eckermann z. B. seinen Meister gegen Ende des dritten Teils die vielbewunderten, zuweilen auch von katholischer Seite als apologetisch-religiöses Rüstzeug verwendeten Worte über „die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet“ sprechen läßt, so ist zu beachten, daß diese klug berechneten Sätze mindestens in der Form doch wohl von Eckermann stammen und wahrscheinlich unter dem Eindruck des Buches von Karl Rosenkranz (Goethe und sein Werk. Königsberg 1847) niedergeschrieben wurden, der die Gegner Goethes in die drei Gruppen einteilte: moralische, politische und pietistische Rigoristen. Die letzteren, die den Weimarer Geheimrat wegen seiner Christentumsfeindlichen oder heidnisch-epikuräischen Weltanschauung und Lebensweise bekämpften, mußten ganz besonders durch salbungsvolle, fromme Aussprüche des Altmeisters selbst widerlegt werden. Eckermann hat daher hier im dritten Teil, der 1848 erschien, auf jene den christlichen Goetheverehrer arg unbequemen Vorwürfe eine sorgfältig vorbereitete Antwort erteilt. In andern Gesprächen, so in einem der letzten des zweiten Teiles (März 1832, ohne Angabe des Tages) läßt Eckermann den Meister die Angriffe der zweiten Gruppe seiner Gegner zurückweisen, indem der alte Herr sich als guter Patriot gebärdet. Solche Aussprüche sind, wieder zunächst in der Form, dann auch wohl der Sache nach, Eckermanns Erwiderung auf die Anklagen, die besonders im Zeitalter der Freiheitskriege gegen den Dichtersfürsten wegen mangelhafter vaterländischer Gesinnung, und in den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts wegen seiner politischen Teilnahmslosigkeit laut geworden waren. Petersen weist bei dieser Gelegenheit darauf hin, daß Eckermann hier und in andern Fällen, wo es ihm darauf ankam, gegen eine bestimmte geistige Strömung anzukämpfen, den Rahmen des einfachen Gespräches sprengt und den greisen Dichter, ganz gegen dessen Gewohnheit, in stark rhetorischer Form religiöse und politische Predigten halten läßt, bei denen der Jünger lediglich in der Rolle des stummen Zuhörers erscheint, um die Wirkung von Goethes Verteidigungsreden nicht zu beeinträchtigen.

Nur geringen Anspruch auf Glaubwürdigkeit wird man ferner manchen angeblichen Auslassungen Goethes gegen die zeitgenössischen Romantiker zuerkennen, da der antiromantische Charakter der „Gespräche“ wie überhaupt der ganzen Eckermannschen Denk- und Gesinnungsart unleugbar feststeht und u. a. von Barchanow v. Ense, dem Gesinnungsgenossen Eckermanns, nachdrücklich bezeugt wurde. Wenn Goethe z. B. im Gespräch vom 30. März 1824 unfreundliche Worte über sein Verhältnis zu Tieck und zu den beiden Schlegel in den Mund gelegt werden, so erscheinen solche Äußerungen mindestens als verfrüht, da sie die Antwort auf Angriffe darstellen, die erst 1830/31 von Seite der Romantiker, besonders August Wilhelm Schlegels, gegen den Weimarer Geheimrat anlässlich der Veröffentlichung des Goethe-Schiller-Briefwechsels erfolgten. Andererseits muß freilich zugegeben werden, daß der alte Goethe in der Tat auf die Romantiker schlecht zu sprechen war, und daß Eckermanns feindselige Gesinnung gegen die romantische Auffassung dem Beispiel und den Lehren des Meisters ihre Entstehung verdankte.

Endlich verrät auch die außerordentliche Länge einiger Gespräche ihre nachträgliche, eigenmächtige Erfindung und Zusammenstellung durch Eckermann, dem es schon aus formellen Gründen durchaus nicht immer um historische Treue bei der Wiedergabe der Äußerungen des Meisters, sondern um gefällige Abrundung und überhaupt möglichst günstige Wirkung auf den Leser zu tun war. Darum schreckte er gelegentlich selbst vor „freier Neuschöpfung aus farbiger, lebensvoller Gesamtauffassung“, wie Petersen sich etwas euphemistisch ausdrückt, nicht zurück. Darum fehlt es aber auch in Eckermanns Buch gänzlich an der Wiedergabe und Schilderung der wechselnden Gemütsstimmungen Goethes, die bei Coret und ganz besonders in den „Unterhaltungen“ des Kanzlers Friedrich v. Müller wiederholt Erwähnung finden. „Von dem lebhaften, zornigen, ironischen, sarkastischen Goethe hat Eckermann kein Bild gegeben“, bemerkt Petersen zutreffend; „das einzige Mal, wo er ihn in mephistophelischer Laune erscheinen läßt, ist es ein durch Coret überliefertes Gespräch (17. März 1830); bei einem einzigen Mal, wo sein erhaben-heiteres Wesen sich verfinstert, ist eine Einwendung gegen die Farbenlehre an der Verstimmung schuld (19. Februar 1829); aber diese Disharmonie ist nur deshalb erwähnt, weil sie durch späteres Einlenken wieder gelöst wird (20. Februar 1829, 20. Februar 1831)“ (152). Dagegen ist „das Bild des Olympiers Goethe, gegen das sich nachmals der stürmische Lebensdrang junger Generationen immer wieder aufgelehnt hat, recht eigentlich von Eckermann der Nachwelt übermittelt worden; es war seine Schöpfung; es war der Ton, in dem sein Instrument allein nachklingen konnte; es war sein eigenes Wunschleben“ (ebd. 154).

Petersen will indes Eckermann wegen dieses bloß subjektiven, einseitig erfaßten Goethebildes nicht tadeln; er beschließt seine eingehende Untersuchung über den Goethejünger und sein Lebenswerk mit den bei aller sachlichen Kritik doch in der Form freundlich nachsichtigen Worten: „Es wäre ein Unrecht, ihn einseitig als den Gewährsmann wörtlicher Zuverlässigkeit zu kritisieren und damit einem Gericht zu unterstellen, das für seinen Fall nicht zuständig ist. Wenn seine Berichte zum Teil der strengsten historischen Glaubwürdigkeit entzogen werden müssen, so rücken sie vom Kanzler v. Müller ab in die Nähe Bettinas, und damit kommen sie Goethe selbst nur näher. Wenn vorliegende

Untersuchung an ihrem Eingang Eckermanns Gespräche neben Goethes Selbstbiographie stellte, so neigt sie am Ende dazu, ihnen denselben Titel zu geben: „Dichtung und Wahrheit“ (ebd. 155).

Gegen Petersens „tendenziöse Kritik“ wendet sich H. H. Houben in der neuesten (21. Original-) Auflage der „Gespräche“ (Leipzig 1925, Brockhaus) und sucht an Hand der von ihm erst kürzlich aufgefundenen Fragmente der Tagebücher Eckermanns den Beweis zu führen, daß die Berichterstattung des letzteren über seine Gespräche mit Goethe nicht die bei aller Maßhaltung in der Form, doch sachlich ablehnende, in wissenschaftlicher Hinsicht tatsächlich vernichtende Beurteilung verdient, die ihr vonseiten Petersens zuteil geworden ist. Houbens Auseinandersetzung mit seinem literarischen Gegner ist stellenweise in sehr gereiztem Ton gehalten und zieht sich — mit einer kleinen Übertreibung gesprochen — mehr oder weniger durch das ganze auf 120 Druckseiten angeschwollene „Nachwort des Herausgebers“. Houben wirft Petersen ziemlich unverblümt Willkür, Oberflächlichkeit und unverantwortliche Leichtfertigkeit vor und gibt bei dieser Gelegenheit nicht selten die Glaubwürdigkeit, bzw. Zuverlässigkeit Goethes selbst, zumal von dessen Tagebüchern (mit denen Eckermanns Berichte sehr oft nicht übereinstimmen) offen preis, wenn es gilt, seinen Klienten von Schuld oder Irrtum freizusprechen.

Houbens große Sachkenntnis auf diesem Gebiete ist unbestritten. Er geht auf hundert kleine Einzelheiten ein (die freilich für die eigentliche Goetheforschung zumeist von sehr geringem Belange sind) und vermag in der Tat die Unhaltbarkeit mancher allzu kühnen Behauptungen und vorschnellen Annahmen Petersens überzeugend nachzuweisen. Das sei rückhaltlos anerkannt. Allein er selbst muß doch zugeben, daß Eckermanns Buch eine große Anzahl von Ungenauigkeiten, Versehen, „Entstellungen und offenbare Unrichtigkeiten in Daten und Tatsachen“ enthält (so namentlich in Bezug auf Schiller und andere dem leidenschaftlichen Goetheapologeten Eckermann nicht sympathische Persönlichkeiten), die seine Glaubwürdigkeit erheblich beeinträchtigen. Ebenfalls unbestritten bleibt nach ihm die ausgesprochen panegyrische Einstellung, Grundhaltung und Zielsetzung des Verfassers der „Gespräche“ und die damit zusammenhängende Tatsache, daß Eckermann z. B. in Sorets Aufzeichnungen alles ausschied, was seinem Meister und Heros im Urteil der Nachwelt hätte schaden können, ja daß er überhaupt in seiner eigenen Darstellung die Erwähnung von menschlichen Fehlern, Schwachheiten und Mängeln Goethes nach Möglichkeit unterließ. In logischer Folgerichtigkeit zu diesen schwerwiegenden Zugeständnissen scheint Houben (Gespräche, 21. Aufl. S. 666 f.) auch damit einverstanden zu sein, daß die wissenschaftliche Kritik dem umstrittenen Buche Eckermanns bei aller Anerkennung für dessen Vorzüge fürderhin seinen Platz in der Nähe von Goethes Selbstbiographie „Dichtung und Wahrheit“ anweist. Das Ergebnis seiner scharfsinnig geführten und temperamentvoll zum Ausdruck gebrachten Nachprüfungen von Petersens Untersuchung deckt sich also trotz schärfster Meinungsverschiedenheiten im einzelnen gerade in einigen Hauptpunkten mit dem Schlussergebnis von Petersens „tendenziöser Kritik“. Damit ist nun aber unter dem streng wissenschaftlichen Gesichtspunkt das Urteil über Eckermanns „Gespräche“ als Geschichtsquelle doch wohl gesprochen, und es wäre gut, ist indes kaum zu hoffen, daß man allmählich selbst im

Lager der Goetheenthusiasten den Mut fände, die Folgerungen aus dieser nicht mehr wegzuleugnenden Tatsache zu ziehen. Jedenfalls scheidet das bisher als kanonisch betrachtete Buch des offiziellen Goethekults aus den Werken des Dichters selbst, zu denen es bislang, wenn auch nicht ausdrücklich, so doch praktisch gerechnet wurde, endgültig aus. Mag man es auch fernerhin zur Bestätigung und Stütze dessen, was aus andern Quellen bereits über Goethes Anschauungen und Urteile bekannt ist, heranziehen, einen selbständigen Wert als geschichtliches Beweismittel im Kampfe der Meinungen über den greisen Dichter besitzt es nicht. Die Goetheforschung, die in den letzten Jahrzehnten nur allzu häufig aus dieser leicht zugänglichen, zur bequemen Benützung einladenden Quelle schöpfte, wird inskünftig weit schärfer, als sie es gewohnt war, zwischen Eckermann und Goethe unterscheiden müssen und nicht einfach als Worte und Ansichten des Meisters hinnehmen dürfen, was ihr lediglich auf Grund der Autorität des Schülers übermittelt wurde.

Ob Eckermanns „Gespräche“ durch diesen Mangel an wissenschaftlicher Zuverlässigkeit „Goethe selbst nur näher“ kommen, wie Petersen meint, bleibe dahingestellt — ein zweiter Heine wäre vielleicht versucht, die Ansicht spöttisch zu bejahen! — aber als „Dichtung und Wahrheit“ dürfen sie in der Tat einen bemerkenswerten Rang in der Goetheliteratur auch weiter beanspruchen, und an Lesern wird es ihnen vermutlich trotz aller Aussetzungen der wissenschaftlichen Kritik nicht fehlen. Es steht auch nichts im Wege, daß man Eckermanns Buch in eine Reihe mit Bettinas phantastischem Briefroman „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ rückt; denn obwohl die „Gespräche“ nicht entfernt den poetischen Schwung und den glänzenden sprachlichen Bilderreichtum besitzen, die den „Briefwechsel“ auszeichnen, sondern viel ruhiger, trockener, scheinbar weit sachlicher und objektiver gehalten sind, so kommen sie doch mit Bettinas Geisteskind darin überein, daß beide die strenge historische Glaubwürdigkeit vermissen lassen und dem Leser ein subjektiv gezeichnetes, von den Verfassern bewußt in den Dienst eines einseitigen Goethekults gestelltes Bild des greisen Dichtersfürsten vermitteln.

Mois Stockmann S. J.